

ORIENTIERUNG

Katholische Blätter für weltanschauliche Information

Erscheint zweimal monatlich

Nr. 16

21. Jahrgang der «Apologetischen Blätter»

Zürich, den 31. August 1957

Zur Zeit

Grundsätzliche Erwägungen zum Weltkongress der Laien: 1. Was sich aus dem Wesen der Kirche für die innerkirchliche Stellung der Laien ergibt — Laie und Priester — Laie und Orden — Säkularinstitute — Das allgemeine königliche Priestertum — 2. Was sich aus der Stellung der Kirche zur Welt für den Laien ergibt — Vier Gefahren der Kirche: die totale Kirche, die säkularisierte Kirche, die saubere Trennung, die einseitige Wahrung der kirchlichen Interessen — Das Weltamt der Laien — Die actio catholica ursprünglich und heute.

Sozialpastoral

Kirchen bauen: 1. Die Schweiz und die neue Pastoralsoziologie — Ein Heft der «Anima» als Auftakt? — Pastoralsoziologie und Sozialpastoral — 2. Paul Winningers Buch vom Kirchenbauen — Der dunkle Hintergrund: die Riesenpfarreien der Hauptstädte (Rom, Wien, Paris) — Winningers These: Pfarreien mit 10,000 Seelen sind nicht zu verantworten — Die Höchstgrenze liegt bei 5000 — Das Problem ist vor andern Problemen zu lösen! — Es ist auch möglich: Beispiel Amerika und Kanada — Unsere Einstellung ist falsch: Kirchen sind heute kein Ende sondern ein Anfang.

Literatur

Das Unbehagen in der Domestikation (Erwägungen zu neueren Romanen): Die Flucht aus dem Reglementierten einst und jetzt — Die «Weltkultur» hat uns umstellt — Einziger Ausweg: die «inneren Wälder» (Nossak - Andersch - Henry Miller) — Der Clown — Das Anliegen der Halbstarke — Es ist alles geordnet und langweilig — Der Protest gegen die Zweckgesellschaft, gegen die Psychotherapeuten — Der Schrei nach Freiheit — Rainer Maria Rilke und André Gide's «verlorener Sohn» — Die Deutschen ... sind die Enttäuschten.

Frankreich

Brief aus Frankreich (vom paradoxen Frankreich): Das französische Wirtschaftswunder — Demokratie wird Dämonkratie — Die Kirche im entchristlichten Frankreich.

Politik

Jugoslawiens Standort in der Weltpolitik (eine Uebersicht): Vorzug des Kremls oder Amerikas oder einfach Selbständigkeit? — Selbsterhaltungstrieb — Unerbittlicher Feind der Kirche — Der Weg des Jonglierens.

Zur Stellung und Aufgabe des Laien heute

In der Woche vom 5.—13. Oktober dieses Herbstes findet in Rom der zweite Weltkongress für Laienapostolat statt. Auch wenn man nicht allzuviel von Kongressen und ihren Resolutionen erwartet, bieten sie doch den Teilnehmern die Möglichkeit einer persönlichen Kontaktnahme mit Gleichgesinnten aus andern Ländern und Völkern, vermitteln einen Erfahrungsaustausch auf breiter Ebene und bewirken bei aller Berücksichtigung der sehr verschieden gelagerten Verhältnisse und Aufgaben in den verschiedenen Ländern doch eine gewisse Konvergenz der Linien. Außerdem werden bei solchen Kongressen innerkirchliche Bewegungen, Strömungen und Richtungen sichtbar, deren Kenntnis weit über den Kreis der unmittelbaren Teilnehmer hinaus von Bedeutung ist. Unsere Zeitschrift will daher diese Gelegenheit benützen, um in einigen Beiträgen auf die von uns schon öfters behandelte, sich aber immer dringlicher stellende Frage nach der Stellung und Aufgabe des Laien in der heutigen Situation der Kirche hinzuweisen.

Dieser erste Beitrag, der keineswegs den Anspruch auf Vollständigkeit erhebt, will einige Erwägungen grundsätzlicher Natur anstellen. Der nächste soll dann die tatsächliche Situation und die daraus sich ergebenden konkreten Aufgaben des Laien umreißen.

Bei der Beurteilung der Stellung des Laien ist vor allem ein Doppeltes zu berücksichtigen, nämlich das Wesen der Kirche und ihre Aufgabe gegenüber der Welt.

*

Aus dem Wesen der Kirche ergeben sich wichtige Erkenntnisse für die Stellung des Laien. Die Kirche ist der Neue Bund der Gläubigen (coetus fidelium), die Gemeinschaft der durch Christus Geheiligten (communio sanctorum), das Volk Gottes (populus dei), der mystische Leib Christi (corpus Christi mysticum). Das innerste geheimnisvolle Wesen ergibt sich vor allem aus dem Begriff des Leibes Christi. Die soziologische Struktur, um die es bei der Beurteilung der Stellung des Laien

vor allem geht, wird am Begriff «Volk Gottes» am ehesten sichtbar. Im ersten Petrusbrief wird im 9. und 10. Vers des 2. Kapitels dieses Element dreimal betont: «Ihr seid ein heiliges Volk, ein gottgehöriges Volk, Gottes Volk», wobei dreimal das Wort «Laos» verwendet wird, also der Begriff Laie schon im Wortlaut betont ist. Die Kirche ist ein durch Gott berufenes und auch durch Gott gefirmtes Volk. Also nicht eine formlose Masse, sondern organisiert, gegliedert, mit einer bestimmten Struktur, deren Grundlinien von Christus selbst festgelegt sind. Die Gliederung erfolgt nicht von unten her, demokratisch, sondern von oben, von Gott her, also hierarchisch.

Christus hat aus der Zahl derer, die an ihn geglaubt haben, den einen Simon in besonderer Weise erwählt, ihn zum Kephas, zum Grundstein der Kirche gemacht, ihm in besonderer Weise die Schlüsselgewalt über die Stadt Gottes anvertraut und die Vollmacht zu binden und zu lösen gegeben. Das Volk Gottes, dessen unsichtbares Haupt Christus selbst ist, hat somit in Petrus ein sichtbares Haupt erhalten. Da die Kirche aber Dauercharakter hat, so daß sie selbst von den Mächten der Unterwelt nicht überwunden werden kann (Mt. 16), muß auch dieses sichtbare Haupt Dauercharakter haben, und so steht das Volk Gottes unter der Leitung dieses sichtbaren Hauptes, konkret des römischen Papstes als des Vicarius Petri, und gerade dadurch Vicarius Christi. Petrus gehört aber nach der klaren Lehre der Evangelien zum Kollegium der zwölf Apostel. Diese sind an die Stelle der zwölf Söhne Jakobs und damit der zwölf Stämme des alten Gottesvolkes getreten, bilden somit das hierarchische Fundament des neuen Gottesvolkes, der Kirche. Auch dieses Kollegium muß, sowohl in der Verbundenheit mit Kephas dem sichtbaren Haupt und in der Leitung des Volkes Gottes, Dauercharakter haben. Das geschieht im Episkopat unter der Führung des Primates. Außerdem hat Christus 72 Jünger erwählt, denen er eine besondere Sendung und Vollmacht übergeben hat. Damit ist schon eine erste Ausgliederung und Erweiterung des Zwölferkollegiums gegeben. Diese Differenzierung greift dann weiter. Das ist aus der Apostelgeschichte in der Wahl der Diakone ersichtlich, wo das Wort Diakon mehr enthält als der heutige Begriff des Diakonates. Der strukturelle Ausbau ist weiterhin aus der Ernennung von Presbytern und ihrer Bevollmächtigung durch Handauflegung erkennbar. So ist in der Kirche neben dem prophetischen Amt unmittelbarer Geistsendung, das in der Kirche ebenfalls weiterdauert, eine eigentliche amtliche Struktur deutlich und wesentlich. Und zwar ist es ein Amt, das durch Weihe seine Vollmacht und Gewalt erhält. Alle zusammen, Papst, Bischöfe, Priester und ihre geweihten Helfer bilden durch das gemeinsame Element einer besonderen Weihe den Klerus. Dazu kommt durch die Weihe, die jedem Christen in Taufe und Firmung gespendet wird, das übrige Volk Gottes, die Laien. Aber nur beide zusammen, Klerus und Laien, bilden die Ganzheit des Gottesvolkes, geeinigt durch Glauben und Taufe.

Nach dem heute geltenden Kirchenrecht gibt es einen doppelten Begriff des Laien. Der erste Begriff unterscheidet den Laien vom Kleriker und beruht auf der neuen besonderen Weihe, die der Kleriker erhält und die dem Laien fehlt. Der zweite Begriff unterscheidet den Laien und den Laienstand von den Ordenspersonen und dem Ordensstand, also von den «religiosi». Ordensperson ist derjenige Gläubige, der sich zu den evangelischen Räten der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams verpflichtet hat, und zwar als eigentlichen Lebensstand. In einem Orden gibt es Kleriker und auch Laienbrüder. Andererseits können im Klerus Männer sein, die sich auf die evangelischen Räte verpflichtet haben, aber auch andere. Der Begriff des Laien überschneidet sich also. Dieser Doppelcharakter in der Namengebung ist neuerdings besonders deutlich geworden im Zusammenhang mit den Instituta saecularia. Deren Mitglieder können Kleriker oder auch Laien sein. Sie leben wie Laien in der Welt, äußerlich durch nichts von diesen verschieden, sind aber auf die evangelischen Räte verpflichtet, sind keine Ordensleute im strengen Sinn des Wortes und unterstehen doch der Religiosenkongregation. Die Schwierigkeit wird dadurch noch größer, daß entgegen dem ursprünglichen Gedanken Instituta saecularia entstanden sind, die auch äußerlich zusammenleben und zwar zum Teil in geradezu klösterlichen Formen und mit einer Art Tracht, während sie doch in Wirklichkeit nicht nur auf das saeculum einwirken, sondern in saeculo leben sollten. Wenn somit von Laien gesprochen wird,

ist immer zuerst festzustellen, in welchem Sinn dieses Wort verstanden wird. In den folgenden Ausführungen ist Laie im Unterschied zum Kleriker gemeint. Es werden also darunter jene Christen verstanden, die durch Glauben, Taufe und Firmung den Teil des Gottesvolkes bilden, der nicht durch eine besondere Weihe für den Gottesdienst im Sinne des Kultus ausgedeutet und bevollmächtigt ist.

Daraus ergibt sich nun die

Aufgabe des Laien im innerkirchlichen Leben.

In der zitierten Stelle des 1. Petrusbriefes wird das gesamte Volk Gottes ein «regale sacerdotium» genannt. Es haben somit auch die Laien Anteil am regnum und am sacerdotium Christi, also an der Gewalt zu leiten, die auch das Lehren umfaßt und an der Gewalt, das Opfer darzubringen, denn darin besteht ja das Zentralste und Wichtigste der priesterlichen Vollmacht. Aber es ist keineswegs die Fülle dieser Gewalten, sondern nur ein ganz bestimmter Anteil an ihr.

Die Vollmacht zu leiten kommt in ihrer Fülle nur dem Papst und den Bischöfen zu. Die teilweise Delegation dieser Gewalt an untergeordnete Grade ist nicht göttlichen, sondern nur kirchlichen Rechtes. In der kirchlichen Praxis finden sich verschiedene Formen der Anteilnahme von Laien an der Leitung von Diözesen, Pfarreien usw. Dahin gehören Kirchenräte, Pfarreiräte, Beauftragung einzelner zur Leitung kirchlicher Institutionen, Organisationen usw.

An der Gewalt zu lehren haben die Laien insofern Anteil, als die gemeinsame Glaubensüberzeugung entweder als Längsschnitt durch die Geschichte der Kirche oder als Querschnitt zu einer bestimmten Zeit zeigen kann, was von der Kirche geglaubt wird und somit zum Depositum fidei gehört. Es gibt eine Art öffentliche Meinung in der Kirche. Die Laien sind daran beteiligt.

An der Priestergewalt haben die Laien vor allem dadurch Anteil, daß sie mit dem Priester zusammen das Opfer in der Messe darbringen. Laien sind bei der Opferfeier nicht bloß passives Element, auch nicht bloß Repräsentanten der Gemeinde, sondern sie opfern aktiv den Leib und das Blut des Herrn Gott dem Vater auf. Nur der geweihte Priester kann Brot und Wein in den Leib des Herrn verwandeln und nur er kann durch die Doppelkonsekration den Opfertod Christi zur Darstellung bringen. Aber an der Aufopferung dieser kostbarsten aller Gaben der Welt sind auch die Laien aktiv mitbeteiligt: «meum ac vestrum sacrificium».

Alle übrigen Dienste im unmittelbar innerkirchlichen Leben, also z. B. Führung von Pfarrei-Sekretariaten, Verwaltung von Pfarreigeldern, hauptamtliche Sorge für Zugezogene, Redaktion eines Kirchenblattes usw. sind wichtige und wertvolle Dienste; aber sie berühren nicht das eigentliche Wesen der Kirche und bilden nicht die wichtigste Aufgabe des Laien.

Es ist wichtig, bei allem Reden und Schreiben von der Mündigkeit der Laien doch die wesentlichen, von Christus selbst gezogenen Grenzen nicht zu verwischen, sondern am Weihe-Unterschied und damit auch am wesentlichen Unterschied der innerkirchlichen Funktionen festzuhalten. Das Gegenteil wäre eine Art Laizismus. Es ist andererseits ebenfalls wichtig, die Laien nicht zu bloßen Passivmitgliedern zu machen. Diese Art von Klerikalismus würde nicht nur jede Initiative der Laien brechen, sondern dem Laien auch die Würde nehmen, die Christus ihm gegeben hat als aktives Glied des Volkes Gottes.

Im innerkirchlichen Leben liegt also die Leitung und Führung entscheidend in den Händen des Klerus. Die Laien haben auch da ihre große Aufgabe, aber in Einordnung und Unterordnung unter die Hierarchie.

Das gesamte Volk Gottes hat aber gegenüber der Welt eine Verantwortung. Diese Welt ist Schöpfung Gottes und ist

durch die Menschwerdung Gottes in Jesus Christus in besonderer Weise geheiligt worden. Die Kirche als Volk Gottes kann sich darum von der Welt nicht einfach distanzieren, sondern hat auch eine Weltaufgabe, ein Weltamt. Und hier setzt die entscheidende Funktion der Laien ein.

Aus der

Stellung der Kirche zur Welt

ergibt sich Wesentliches zur Sendung der Laien. Denn die Aufgabe der Kirche der Welt gegenüber besteht nicht bloß darin, die Menschen vor der Welt zu warnen, auf deren Vergänglichkeit hinzuweisen und gegenüber allen Vorgängen in der Welt das Wächteramt zu üben, sondern sie hat den Auftrag, mitzuarbeiten und mitzuwirken an der Gestaltung der Welt nach dem Schöpfungs- und Heilsplan Gottes.

Bei dieser Weltarbeit drohen verschiedene Gefahren.

Eine erste ist das Streben nach einer totalen Kirche. Es darf keineswegs darum gehen, den Einfluß und die Macht der Kirche möglichst auszudehnen und ihr alle Lebensbezirke zu unterstellen. Das widerspricht der klaren und eindeutigen Lehre der Kirche. Leo XIII. hat mit aller nur wünschenswerten Deutlichkeit von den zwei Mächten geschrieben, denen Gott die Sorge für das Gemeinwohl der Menschen anvertraut hat: der Kirche und dem Staat. Beide Mächte sind souverän, also voneinander unabhängig. Jeder Totalitätsanspruch, sowohl von seiten der Kirche wie von seiten des Staates, widerspricht somit der gottgewollten Ordnung. Wer in der Welt und an der Gestaltung der Welt arbeitet, muß sich darüber im klaren sein.

Eine zweite Gefahr ist die Säkularisierung der Kultur. Vom Staate her gesehen ist es die praktische Ausschaltung der Kirche aus dem öffentlichen Leben, Zurückdrängung ins Ghetto und ins Gotteshaus oder gar der eigentliche Versuch, die Kirche zu vernichten. Der atheistische Kommunismus erstrebt eindeutig dieses Ziel. Oder aber es wird höchstens die Kirche und das kirchliche Leben mit einer scheinbar großzügigen Toleranz eben noch geduldet, aber als etwas Nebensächliches, keineswegs Notwendiges und für viele Bedeutungsloses. Von kirchlichen Kreisen her gesehen bedeutet diese Gefahr einen Rückzug auf die bloße Liturgie und die Seelsorge, mit Vernachlässigung der politischen, sozialen und kulturellen Aufgaben.

Eine dritte Gefahr ist die scheinbar saubere Trennung beider Gebiete. Selbst dort, wo eine solche Trennung rechtlich und gesetzlich eine Lösung bilden kann, die einen gewissen Frieden sichert, gibt es doch Gebiete, in denen sich die Ansprüche von Kirche und Staat notwendig überschneiden, etwa in der Gestaltung der Ehe und Familie, in der Sorge für die Jugend, in der Verantwortung für die öffentliche Sittlichkeit. Eine völlige Trennung ist gar nicht möglich und ist bei gegenseitig gutem Willen auch nicht nötig.

Eine vierte Gefahr besteht darin, daß die Laien in der Welt aus falschem oder einseitigem Eifer nur auf die Wahrung kirchlicher Interessen bedacht sind, z. B. in ihren politischen Bestrebungen nur dort richtig aktiv werden, wo kirchliche Interessen berührt werden oder bei der sozialen Arbeit nur darauf bedacht sind, die Menschen für die Kirche zu gewinnen. In Wirklichkeit geht es aber darum und muß es darum gehen, eine lebensfähige, gesunde Polis aufzubauen und soziale Verhältnisse zu schaffen, die sowohl der Würde des Einzelmenschen wie der Entfaltung der Gemeinschaft sachlich dienen, also auch ohne Bezugnahme auf die Kirche richtig und notwendig sind.

Die Laien im Gottesvolk, die mitten in der Welt leben und wirken, empfangen von der Kirche den richtigen inneren Geist und auch die klaren Direktiven, wodurch sie befähigt werden, ihrer christlichen Aufgabe und Sendung richtig zu entsprechen. Sie sind die eigentlichen Träger des Weltamtes.

Die Träger dieses Amtes waren früher Kaiser, Könige und Fürsten. Heute, in der demokratisch gewordenen Welt, ist ein geordnetes und gegliedertes Volk der verantwortungsvolle Träger. Daraus ergibt sich die große Aufgabe der Laien gerade in der heutigen Welt. Hier hat der Laie als Einzelpersonlichkeit die Aufgabe, durch seine Lebenshaltung Zeugnis zu geben, in seiner beruflichen Arbeit und seinem Mitwirken in der Öffentlichkeit. Gegen den Materialismus betont er den Primat des Geistigen, gegen das völlige Aufgehen im Irdischen die Einstellung zur Ewigkeit, gegen die Überschätzung des Menschen in einem falschen Humanismus ist ihm Gott die selbstverständliche Mitte und das Ziel allen Geschehens, gegen den Nihilismus weiß er um die Existenz des absoluten Gottes und seiner absoluten Wahrheit. In einer Ära der entfesselten Triebe schätzt er die wahre und eigentliche Liebe, der das Triebhafte ein- und untergeordnet ist. Einer Welt des Egoismus zeigt er das Beispiel selbstloser Güte und mitten im moralischen Zerfall ist er eine aufbauende Kraft der Wahrhaftigkeit, der Ehrlichkeit, der Sauberkeit und der wirklich christlichen Liebe. Dem Willen zur Macht begegnet er mit der Bereitschaft, dienend zu helfen.

Aber die Aufgabe greift über den Einzelnen hinaus. Darum schließen sich Gruppen von Laien zu Organisationen zusammen, um auf den verschiedenen Sektoren des Lebens gemeinsam zu wirken, etwa in Parteien, Gewerkschaften, Vereinen usw. Auch hier kann einer nicht alles tun, sondern ist eine Differenzierung der Aufgaben nach Fähigkeiten, Anlagen und auch persönlichem Interesse etwas durchaus Natürliches und Richtiges. Bei dieser weitverzweigten und großen Aufgabe haben die Laien die Hauptverantwortung zu tragen. Sie kennen sich in den verschiedenen Gebieten des Lebens aus, stehen mitten drin, sollen und wollen für ihre Arbeit verantwortlich sein.

Sie tun das aber in Zusammenarbeit mit dem Klerus. Denn die Kirche gibt ihnen immer wieder die Kraft zum Einsatz und zeigt ihnen die christlichen Grundlinien und Grundsätze zu einem richtigen Auf- und Ausbau der Welt. Es ist nicht *actio catholica* in dem Sinn, daß die Hierarchie bei dieser *actio* die Führung hat. Sondern es ist *actio catholicorum*, in dem Sinn, daß die Laien die Verantwortung tragen und die Arbeit leisten, aber in ständigem Kontakt mit der Hierarchie der Kirche. Wenn die Kirche zur *actio catholica* aufgerufen hat, so war diese nach der ersten und ursprünglichen Erklärung Pius XI. das «Wirken der Kirche in der menschlichen Gesellschaft», also das Durchbrechen der trennenden Mauern, das Öffnen des Ghettos, das Hinein in die Welt, und zwar nicht nur, um dort für das Evangelium zu werben oder kirchliche Interessen zu verteidigen, sondern um in der Welt und an ihrem Aufbau zu arbeiten. Gerade darum war die Katholische Aktion in ihrer ursprünglichen Konzeption eine Mobilisierung der Laien. Die zweite Definition lautete dann «Mitarbeit der Laien am hierarchischen Apostolat der Kirche». Zum Teil verstand man dann unter diesem Apostolat nur das innerkirchliche Leben. Dementsprechend wurde der Akzent auf die Hierarchie gelegt und die Katholische Aktion verklerikalisiert. Das Apostolat, also die Sendung, greift aber weiter und umfaßt auch die Weltgestaltung. Bei dieser muß der Akzent vor allem auf das Laien-Element gelegt werden. Nur dort, wo innerkirchliches Leben und Weltarbeit zusammengehen, darum auch ein richtiges Zusammenarbeiten von Hierarchie und Laien erfolgt, wird die ganze Aufgabe richtig in Angriff genommen und gelöst.

Sind auf diese Weise die Grundsätze klar, die Kräfte richtig verteilt, so kann man nun die konkreten und gewaltigen Aufgaben ins Auge fassen, die sich gerade heute, in dieser Zeit des Umbruchs, dem Laien stellen. Darüber sollen im nächsten Beitrag ein paar Gedanken geäußert werden.

R.G.

Kirchen bauen als pastorales Problem

Langsam beginnt auch in der Schweiz das Interesse an der «sociologie religieuse» rege zu werden. Wenn auch hier aus verschiedenen glücklichen Umständen die Notwendigkeit dieser «neuen» Wissenschaft nicht so eindrücklich sein mag wie in Ländern mit Riesenstädten, scharf ausgeprägten sozialen Gegensätzen, gewaltigen Bevölkerungsverschiebungen, so zeigen sich alle diese Phänomene en miniature doch auch hier, und die moderne technische Welt mit allen Problemen, die sie mitbringt, hat in diesem Land, mitten in Europa, längst schon Einzug gehalten. Vor kurzem hat auch das internationale katholische Institut für kirchliche Sozialforschung unter der Leitung des verdienten Holländers Prof. G. H. J. Zeegers seine Hauptstelle in Genf (22, rue des terreaux du Temple) errichtet und das bisherige Zentrum im Haag (Niederlande) ist in eine Zweigstelle verwandelt worden, neben anderen in Deutschland (Königstein für die deutsche neue Diaspora), in Rom, in Tanganjika (Westafrika), in Neuguinea und vor allem in Wien (Boltzmanngasse 41). Allmählich auch dringen die auf diesem Gebiet bei weitem führenden Franzosen durch ihre Bücher, die es verstehen, trockene Bestandaufnahmen auch geistig zu deuten und zu durchdringen, immer mehr bei uns ein, und in letzter Zeit haben auch die Deutschen, vorwiegend systematisierende, beachtliche wenn auch noch nicht allseits vollendete Werke hervorgebracht. Wer sich über den Stand dieses Wissenszweiges mit praktischer Spitze orientieren will, greife zu dem Heft 1 der «Anima» (1957), das wohl abgewogen nach allen Seiten von führenden Männern verschiedener Nationen mit reichen Literaturangaben Beiträge zur Pastoralsoziologie bringt. Vielleicht darf dieses vom Seelsorgeinstitut der Universität Freiburg (Schweiz) herausgegebene Heft als erster Schritt gewertet werden zur Inangriffnahme wissenschaftlicher Untersuchungen auch in Schweizer Diözesen, eventuell sogar (was sicher am fruchtbarsten wäre) auf Gesamtschweizererebene mit eigener Planungsstelle . . . Zukunftspläne!

Endgültig auch dürfte dieses Heft dazu beigetragen haben, daß man eben das, was die Franzosen meistens (auch nicht durchwegs) «sociologie religieuse» nennen, im Deutschen mit Pastoralsoziologie wiedergibt, welche eine Art angewandte Religionssoziologie darstellt. Diese begnügt sich nicht mit wissenschaftlichen Analysen, sondern zieht aus diesen praktische Folgerungen für das missionarische Wirken der Kirche. Dieses erfordert einerseits ein Studium der soziologischen Gesetze überhaupt, da man ja an konkrete Menschen, die unter diesen Gesetzen stehen, herankommen will, andererseits ist die Kirche selbst, insofern sie eine fortgesetzte Menschwerdung wesentlich bedeutet, ein geschichtliches Gebilde mit einer menschlichen Seite, die sie nicht vernachlässigen darf, wenn sie ihrer Sendung getreu sein will. Diese Pastoralsoziologie stellt aber nicht bloß dar, wie sich der katholische Glaube auf das Sozialleben auswirkt, und umgekehrt, wie soziale Verhältnisse auf die Gestalt der Kirche und ihr Verhalten zurückwirken, und zieht daraus praktische Folgerungen für die Pastoral, sondern auch umgekehrt von einem theologischen Ansatzpunkt her stellt sie unter Beachtung soziologischer Gesetzmäßigkeiten bestimmte Förderungen auf für die konkrete Gestalt des Wirkens der Kirche. Das würde eine neue Unterteilung bedingen. Wo die Untersuchung der sozialen Verhältnisse in der Kirche und des Verhältnisses dieser zur profanen Gesellschaft (im Sinne hin und her) im Vordergrund steht als Untergrund und Voraussetzung für pastorale Schlußfolgerungen, möchte man mit gutem Recht von Pastoralsoziologie reden, wo aber der Ansatzpunkt die Pastoral ist, ein theologischer Grund, müßte man (streng genommen)

von Sozialpastoral reden; und, so wichtig und unerläßlich die erste auch ist (sie ist das große Erlebnis vieler junger Theologen), wichtiger und fruchtbarer noch dürfte die zweite sein.

Zu dieser Erwägung veranlaßt uns ein Buch, das vor kurzem in der Sammlung «Rencontres» als 49. Band erschienen ist (Ed. du Cerf, Paris). Bekanntlich haben in dieser Sammlung Godin sein berühmtes Buch: «La France, pays de mission?» (heutige Auflage 95 Tausend), Michonneau und Chéry: «Paroisse, ommunauté missionnaire» (Auflage 37 Tausend), Voillaume von den Petits Frères: «Au cœur des masses» (Auflage 60 Tausend) herausgegeben. Das Buch hat also eine stolze Ahnenreihe. Es trägt den Titel: «Construire des Eglises», den Untertitel: «Die Ausmaße der Pfarreien und die Widersprüche des Apostolates in den Städten» und sein Verfasser heißt Paul Wininger. Das Buch ist aus drei Artikeln herausgewachsen, die im Juni 1955, im März und Dezember 1956 in der «Revue de Droit canonique» (Straßburg) veröffentlicht wurden, hier aber neu überarbeitet und erheblich erweitert vorliegen.

Im ersten Teil stellt der Verfasser seine These auf und begründet sie von der Hl. Schrift, der Tradition der Kirche und dem Kirchenrecht her, unterstützt sie mit den Ergebnissen der Pastoralsoziologie, widerlegt sodann entgegenstehende Ansichten, um endlich in einem dritten Kapitel auf die verschiedensten Widersprüche im Apostolat in unseren Großstädten zu kommen, woraus er ebenso viele Hilfsargumente für seine These zu machen weiß.

Der zweite Teil umfaßt Untersuchungen aus sechs Ländern Europas (Italien, Niederlande, Belgien, Schweiz, Deutschland, Frankreich), wobei jeweils nur ein Teilgebiet untersucht wird (in der Schweiz die Diözese Basel) in bezug auf den Kirchenbau. Er stellt eine Fundgrube praktischen Anschauungsmaterials dar und zeigt am Beispiel konkrete Möglichkeiten zur Verwirklichung der These, während der dritte Teil nun praktische Vorschläge unterbreitet, wie die Forderung der These systematisch erfüllt werden könnte. Das Buch schließt mit einem Appell, sich unverzüglich an die Arbeit zu machen.

Der Hintergrund

Es geht also hier um ein Anliegen und zwar nicht um irgend eines unter vielen, sondern ein vordringliches und grundlegendes, das zuerst erfüllt werden muß, ehe man mit Nutzen und Frucht alle möglichen anderen Schritte, die dann, aber erst dann (nach diesem ersten Schritt), notwendig sind, machen kann. Den Hintergrund für die Notwendigkeit bilden die heutigen Riesenpfarreien, die ein Charakteristikum erst unserer modernen «Übergangszeit» und eine nur zu wenig bewußte Hauptwurzel der heutigen Entchristlichung darstellen. Man beachte nur: 1850 gab es in der ganzen Welt 94 Städte mit mehr als 100000 Einwohnern; 1950 waren es 760. Diesem Wachstumsprozeß begegnete man nicht so sehr durch Vermehrung der Pfarreien, sondern durch deren Vergrößerung und Aufblähung; und zwar geschah dies in Europa zunächst fast überall. Ja vielfach war es sogar so, daß man, um den Pfarrern ein Benefizium zu sichern, die Landpfarreien vermehrte, während die Stadtpfarreien zu gleicher Zeit groteske Ausmaße annahmen, die jeder Seelsorge Hohn sprachen.

Nehmen wir als ein Beispiel die Stadt Rom:

Zur Zeit des Konzils von Trient hatte sie 132 Pfarreien mit im Durchschnitt je 1200 Seelen, jedoch gab es große Unterschiede von Pfarrei zu Pfarrei.

1822 gab es 81 Pfarreien mit im Durchschnitt 1680 Seelen (die größte 10800 Seelen, die kleinste 204).

Durch die Reform Leo XII. (1824) entstand ein ziemlich gleichmäßiger

Durchschnitt von 3150 Seelen pro Pfarrei (nur 44 Pfarreien blieben übrig mit je zwei bis vier Seelsorgern).

1900 gab es 48 Pfarreien für 462000 Seelen, im Durchschnitt 9624, aber bereits wieder sehr unregelmäßig verteilt.

1955 sind es 155 Pfarreien für 1840000 Seelen (im Durchschnitt 11871). 34 Pfarreien im Zentrum haben infolge der Abwanderung weniger als 5000 Seelen, während 17 Pfarreien in der Bannmeile 35000 und mehr Seelen zählen und dies obwohl allein Pius XII. 65 neue Pfarreien errichtete.¹

Ein anderes Beispiel: die Stadt *Wien*:

Als Kardinal Innitzer sein hohes Amt antrat, hatte Alt Wien 78 Pfarreien mit einem Durchschnitt von 22362 Katholiken (manche Pfarreien zählten 75000 Katholiken).

Durch das Wirken dieses Seelsorgebischofs gab es bei seinem Tod in Alt Wien 126 Seelsorgestellen mit einem Durchschnitt von 10000 Katholiken. Trotzdem gibt es auch heute noch 14 Pfarreien mit mehr als 20000 Katholiken mit 3—5 Seelsorgern und 44 Pfarreien mit mehr als 10000 Katholiken.²

Ein drittes Beispiel: *Paris*:

Von 1830 bis 1930 wuchs die Bevölkerung der Diözese Paris von 750000 auf 5 Millionen Einwohner, ohne daß die Zahl der Kirchen wesentlich vermehrt worden wäre. 1930 besaß die eigentliche Stadt 108 Seelsorgszentren (84 Pfarreien und 24 Kapellen), das ist eines für 26000 Seelen, und die Bannmeile 154 oder eines für 13000 Einwohner im Durchschnitt, trotz sehr großer territorialer Ausdehnung. 20 Pfarreien hatten 50000 bis 80000 Einwohner und einzelne sogar mehr als 100000 (Notre Dame de Clignancourt bis zum Jahr 1938 noch 110000). Erst langsam dachte man um, aber rascher wuchs die Menschenansammlung in der Bannmeile. Die Lage schien völlig aussichtslos. Verschiedene großzügige und von wahren Glaubensgeist getragene Unternehmungen, unter denen vor allem das «Oeuvre des Chantiers du Cardinal» ab 1931 zu nennen ist, traten auf den Plan. Seit 1936 ist die Bevölkerung der eigentlichen Stadt fast stationär (2,83 bis 2,85 Millionen), aber in der Bannmeile entstehen oft mit einem Schlag ganze Städte, so daß an 20 Orten zugleich eine neue Kirche zu bauen wäre. Trotz aller heroischen Anstrengungen ist auch heute noch die Lage nicht gut: In der eigentlichen Stadt 96 Pfarreien für 2,85 Millionen (im Durchschnitt 30000; noch 1956 hatte eine Pfarrei 50000 Einwohner); in der Bannmeile 146 Pfarreien für 2,3 Millionen (im Durchschnitt je 16000).³

Alle drei Beispiele zeigen, daß der Hauptfehler, den man nachher nicht mehr aufholen konnte bis heute, in den Jahren von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis etwa 1930 lag. Wenn man heute oft sagt, die Kirche habe die Arbeiterschaft verloren aus mangelndem sozialem Einfühlen, dann müßte man jedenfalls dazu auch diese mangelnde Pastoration rechnen! Alle drei Beispiele zeigen auch, daß, wenn man nur will, sich vieles erreichen läßt.

Man muß aber nicht meinen, nur in den großen Hauptstädten gebe es diese Entwicklung. Sie war von Italien bis Holland ungefähr dieselbe. Nehmen wir als ein Beispiel von vielen Straßburg. Es hatte am Ende des Mittelalters 9 Pfarreien für 25000 Einwohner (im Durchschnitt je 2800 Seelen); heute hat diese Stadt 75000 Einwohner mit nur 7 Pfarreien. Von Mittelamerika soll dabei gar nicht geredet werden. Es sei nur erwähnt, daß beispielsweise Havanna und Mexiko einen Durchschnitt von 35—75000 Einwohner je Pfarrei aufweisen.

Die These und ihre Begründung

Dieses Elend, das niemand bestreitet, könnte nun leicht dazu führen, daß man Pfarreien mit 10000 Katholiken als Normalpfarreien für eine Großstadt ansieht. Tatsächlich wird

¹ Allerdings wird dieses Bild heute ein wesentlich freundlicheres dadurch, daß Pius XII. außerdem 58 zusätzliche Seelsorgszentren schuf und in der Bannmeile 134 neue Kapellen errichtete.

² Diese Zahlen entnehmen wir dem von Prof. Zeegers herausgegebenen «Sozial-Compaß», Vol. 4, Nr. 3—4.

³ Ähnlich wie in Rom hat man jedoch auch hier zu zusätzlichen Notkapellen seine Zuflucht genommen. Es gibt ihrer 102. Aber selbst so bleibt auf das Total gerechnet der *Durchschnitt* für eine Seelsorgestelle 15000!

diese Ansicht von gar manchen vertreten und jedenfalls in der Praxis führt der dunkle Hintergrund, den wir bei den Hauptstädten kurz aufgezeigt haben, dazu, daß viele mittlere Städte mit Pfarreien von 10000 Katholiken und darüber ihren Zustand «zeitentsprechend durchaus befriedigend» finden. Sie machen keine nennenswerten Anstrengungen wie jene Hauptstädte, deren «Nahziel» es ist, auf einen Durchschnitt von 10000 zu kommen, die Zahl ihrer Pfarreien oder Seelsorgestellen zu vermehren. Hier setzt nun eigentlich das Anliegen des Verfassers ein: er will dartun, daß auch solche Pfarreien als wesentlich krank anzusehen sind, einer gesunden Seelsorge widersprechen, ja sie eigentlich unmöglich machen und den Namen von Pfarreien nicht verdienen.

Seine These lautet: *Pfarreien oder Seelsorgeseinheiten mit über 5000 Seelen erlauben eine volle und ernsthafte, menschlich und religiös verantwortbare Seelsorge nicht mehr.*

Der Sicherheitsgrad, den seine Argumente zu erreichen suchen, ist, wie er sagt, der einer «großen Angemessenheit (haute convenance), vielleicht auch einer moralischen Gewißheit, wie ihn die Wissenschaften vom Menschen, darunter die Soziologie, erstreben».

Der Ausgangspunkt ist aber ein theologischer: 1. «Die Pfarrei hat eine Botschaft zu übermitteln und ein Werk zu verwirklichen: das gemeinsame Heil in Christus. Darum sucht sie nach Menschenart, aber als Symbol der Stadt Gottes, eine Gemeinde der Liebe zu gestalten.» Dazu ist ein Minimum von direkten Kontakten, von persönlichen Beziehungen der Glieder, von einem Sichkennen zwischen Seelsorger und Gläubigen in einer Pfarrei ganz unerlässlich. Erst dann ist sie nicht mehr eine bloße Verwaltungszentrale. Will man die Höchstgrenze ermitteln, die eine Pfarrei annehmen kann, so wird man untersuchen müssen, wo die Grenzen des Menschen schon rein menschlich liegen in dieser Hinsicht. Wie viele andere Menschen kann ein Mensch kennen rein psychologisch und unter welchen Verhältnissen? Man sieht, eine gewisse Variationsbreite wird man hier je nach Umständen von Fall zu Fall vorfinden. Die Erfahrung zeigt aber, daß in einer Pfarrei mit einem Geistlichen diese Höchstgrenze zwischen 800 und 1500 liegt. Die Stadt bietet Vorteile, weil die Menschen näher aneinander wohnen. Aber auch wieder Nachteile insofern viele in der Pfarrei nur ihre Schlafstätte haben, oder auch meist unter vielen Nichtkatholiken wohnen. Während auf dem Land die Gläubigen alle einander kennen und schon eine natürliche Gemeinschaft bilden, ist das in der Stadt nicht der Fall (nicht einmal in einem einzelnen Haus). So ist die Grenze des Sich-Kennenkönnens in der Stadt keineswegs höher als auf dem Land. «Seht, wie sie einander lieben!» Welche Stadtpfarrei ist heute als Pfarrei (christliche Gemeinde) ein solches Zeichen?

2. Kennen? Von welcher «Kenntnis» ist hier eigentlich die Rede? Man muß dazu Joh 10, 3—14 nachlesen. Der gute Hirt nennt jedes seiner Schafe bei seinem Namen. Dem Namen nach kann man gewiß 1000 Personen kennen. Kaum viel mehr. Aber in der Sprache der Bibel heißt «kennen» doch weit Tieferes. An dieser Stelle ist sogar die Rede von «wie der Vater mich kennt und ich den Vater kenne» (Joh 10, 14, 15). Das also müßte analog das Ziel des Seelsorgers sein. Wie weit er es darin gebracht hat, darüber wird er Rechenschaft geben müssen. Auf dieser Ebene jongliert man jedenfalls nicht mit Tausenden! — «Kaum wagt man», schreibt Winniger, «hier auch Luk 15, 4 anzuführen: das verlorene Schaf und die 99 andern. Heute hat in manchen Grenzfällen der Kirchenmangel zur umgekehrten Situation geführt. Neuere Untersuchungen haben ergeben, daß gewisse besonders zurückgesetzte Schichten nur zu einem Prozent sich in der Kirche finden, während das verlorene Schaf zu den 99 anderen wurde.» In einer Stadt, wo die Menschen enger aufeinander wohnen, kann sich, ja soll sich sogar die Kenntnis des Pfarrers vervielfältigen in seinen Pfarrhelfern, Vikaren oder Kaplänen. Trotzdem kann man auch hier nicht, wie das theoretisch scheinen könnte, beliebig

vergrößern. Man kann zwei Priester für 1500 bis 3000 Seelen, drei oder vier für 3—4000 einsetzen. Steigert man aber weiter, so stellt sich heraus, daß der fünfte Priester zwar den vier andern die Arbeit erleichtert, aber nicht einen zusätzlichen Kreis von Gläubigen erfaßt, und der Pfarrer selbst verliert auch den Kontakt mit den verschiedenen Gruppen. Es ist darum geboten, solch größere Gebilde zu teilen. Sie arbeiten weit besser. Doch greifen wir vor.

Winninger untersucht nunmehr die Praxis der Kirche und ihre Gesetzgebung, um die Höchstzahl einer Pfarrei zu ermitteln. In seiner 24. Sitzung (11. November 1563) beschloß das Konzil von Trient eine Reform der Pfarrei. Moderne Städte und ihre Entwicklung waren damals noch nicht vorzusehen. So stellte sich das Problem der Höchstzahl nicht. Immerhin stellte man als Grundgesetz der Pfarreiorganisation die Lehre des Evangeliums auf: Der Pfarrer müsse seine Schafe kennen können (*qui eas cognoscere valeat!*). Am Anfang dieses Jahrhunderts hat auch der Codex Juris Canonici (CIC) diesen Grundsatz aufgenommen. Unter den Pflichten des Pfarrers steht er in Canon 467 § 1 an sehr beachtlicher Stelle, gleich nach der Sakramentspendung. Diese Pflicht wäre also strikte zu interpretieren. Nachdem Winninger auch die 21. Sitzung des Trienter Konzils, ferner den Canon 476 § 1 und 1427 § 2 einer Analyse unterworfen hat, kommt er zu dem Ergebnis, daß die kirchliche Gesetzgebung ein Verhältnis von Pfarrer und Gläubigen verlangt, wie es im Höchstfall nur eine Pfarrei von 5000 Seelen mit mehreren Pfarrhelfern gewährleistet. Es scheint ihm, daß, wenn der Gesetzgeber auch bisher, entsprechend den Regeln einer weisen Gesetzgebung, sich nicht in zu kleine Details eingelassen hat, es doch sehr wünschenswert wäre, wenn er angesichts der heutigen Verhältnisse eine solche Präzision vornehmen würde.

Mehr noch: Er gibt zwei geschichtliche Ereignisse, die den Geist der Kirche deutlich zeigen, und zusammengehalten die Fixierung einer Zahl erlauben. 1790 beschloß die französische Nationalversammlung, alle Pfarreien mit weniger als 6000 Seelen zu unterdrücken. Pius VI. protestierte heftig. Dabei zitiert er den Brief eines Kardinalslegaten Gregors VI., den dieser an einen Predigerbruder geschrieben hatte, der sich auf der Synode von Köln gerühmt hatte, an der Spitze einer Pfarrei von 9000 Seelen zu stehen. Der Kardinal schreibt: «Elender, wer bist du, daß du dir herausnimmst, die Hirtenlast für so viel Tausend Seelen auf dich zu nehmen? Weißt du, verworfener Mensch, denn nicht, daß du vor einem schrecklichen Gericht all diese Seelen wirst verantworten müssen?» Und er entsetzte ihn seines Amtes. Pius VI. nun findet auch die Zahl von 6000 allzu hoch: «Wie soll ein einzelner Pfarrer» (und hier ist ein Pfarrer mit Vikaren gemeint im Sinne des Trienter Konzils, denn auch die Nationalversammlung hatte solche vorgesehen) «jemals genügen für die Pastoration so vieler Seelen? . . . Notwendig ergibt sich daraus, daß viele Pfarreimitglieder ohne geistliche Hilfe bleiben werden.» Damit ist eine Ideallzahl nicht genannt, aber die Zahl 6000 als jedenfalls zu hoch ausgeschlossen!

Das andere Ereignis ist die schon eben zitierte neue Pfarreieinteilung Roms durch Leo XII. Sie ergab einen Durchschnitt von 3150 Seelen pro Pfarrei mit drei, vier und fünf Priestern. Aus beiden kirchlichen Maßnahmen zusammen läßt sich wohl wieder 5000 als anzustrebende Höchstgrenze erschließen.

Es kommt endlich hinzu, daß die nach der neuen Pastoralsoziologie arbeitenden Institute, sowohl das von Prof. Zeegers wie jenes von Mailand und die Franzosen, auch die Zahl von 5000 als das zu erstrebende Ziel bezeichnen, das sich freilich vielerorts nicht sogleich und auf den ersten Anhieb wird verwirklichen lassen. In Europa ist die Situation nur allzu verfahren, wie es scheint. In Nordamerika hingegen hat die Kirche mit der Zeit ziemlich Schritt zu halten vermocht. Nur zu wenig wird das beachtet. Es zeigt dies nämlich, daß nicht die Großstadt an sich die Monsterpfarreien oder auch nur solche von 10000 Seelen erfordert! Selbst in Chicago, «diesem verwirrenden Babel, ist es gelungen, das Mittel von 6000 Seelen je Pfarrei aufrecht zu erhalten. Gewiß kein Ideal, aber verglichen mit Europa eine gewaltige Leistung». Noch besser arbeitet Kanada, das gerade im Zug ist, sich mit Riesenschritten zu industrialisieren. Winninger berichtet von ungeheuren

neuen Quartieren, die entlang dem Saint-Laurent aus dem Boden schießen. Msgr. Coderre, der derzeitige Bischof jener Gegend, hat beschlossen, für jede neue Gruppe von 1500 bis 2000 Gläubigen eine neue Kirche (aus Holz) mit einem Geistlichen bereitzustellen. So zählte eine dieser Städte, Jacques-Curtier, 1942 nur 150 Familien mit einer Pfarrei; 1954 waren es schon 6000 Familien mit 11 Pfarreien. Aber eben: Das «reiche» Amerika hat nicht die Hemmungen des «armen» Europa. Bis man bei uns darangeht, eine neue Kirche zu errichten, welche Geldsummen glaubt man aufbringen zu müssen; denn eine Kirche muß ein «gotteswürdiger», teurer Bau sein! So ist man es gewohnt! Es mag auch theologisch durchaus richtig sein für eine Gemeinde, die es vermag, ohne daß die Seelsorge Schaden leidet. Wenn man aber zu wählen gezwungen ist zwischen hinreichender Seelsorge und schöner Kirche? Ist dann der Bau aus «lebendigen Steinen» nicht der wichtigere? Müßte man nicht zuerst einen Mangel an dem materiellen Kirchenhaus ertragen und tolerieren? Wir, die wir das Mittelalter noch in den Knochen haben, denken praktisch meist umgekehrt.

Schwierigkeiten

Es ist noch ein Wort über die Schwierigkeiten zu sagen, die Winninger behandelt. Man hat ja des öfters schon hören können, die territoriale Pfarrei habe sich überhaupt überlebt, man müsse sie durch personale Pfarreien ersetzen. Man müsse heute die Menschen dort erfassen, wo sie arbeiten, also in den Betrieben. Dort bilden sie noch eine Art Gemeinschaft, die als Grundlage dienen kann für die seelsorgliche. Daher in Deutschland z. B. die Betriebsmännerwerke. In Frankreich die *mouvements spécialisés* usw. Winninger leugnet die Bedeutung dieser personalen Pfarreien nicht, er betont sogar ihre Wichtigkeit. Er ist keineswegs ein sturer Pfarreiprinzipanhänger. Diese «personalen» Pfarreien müssen überpfarreilich sein und können weit mehr als 5000 Personen erreichen. Sie erleichtern natürlich sehr wesentlich die Arbeit der territorialen Pfarrei, machen sie aber nicht überflüssig. Warum? Der Ort des Wohnens ist und bleibt der Ort des intimen Lebens. Hier ist die Familie. Hier lassen sich auch Gemeinschaften bilden, selbst wenn sie zur Stunde nicht da sein sollten. Wurzelhaft und der Möglichkeit nach sind sie vorhanden. Aber eine Pfarrei von 10000 Seelen kann diese Potenz natürlich nicht aktivieren, zumal nicht bei einer enorm fluktuierenden Bevölkerung, die es erfordern würde, daß jeder neu Zuziehende sogleich einbezogen würde.

Man sage auch nicht, es bestehe dafür keinerlei Bedürfnis. Das Wuchern der Sekten in allen Großstädten zeigt das Gegenteil. Man wird gegen das Sektenwesen keinen wirksameren Damm aufwerfen können, als gerade die echte Pfarrei, die christliche Gemeinde der Liebe. Die Lehren der Sekten sind es ja letztlich gar nicht, welche die Leute diesen zuführen, sondern die Gemeinschaft, welche sie dort finden.

Man hat auch schon darauf verwiesen, daß es Städte gibt, in denen die Anzahl der Pfarreien durchaus befriedigend war, die aber trotzdem der Entchristlichung anheimfielen. Beispiel ist Orléans. Die Antwort ist leicht. Natürlich ist es allein mit genügenden Pfarreien nicht getan. Das hieße, das Problem grotesk vereinfachen. Was Winninger zeigen will, ist vielmehr dies: Die ausreichende Zahl von Pfarreien ist eine der ersten Voraussetzungen, ohne die alle anderen notwendigen Maßnahmen in der Luft hängen oder keinen Bestand haben. Was er erreichen will, ist, aufzuzeigen, daß wir heute oft ohne rechte Ordnung vorgehen. Anstatt das Haus mit dem Ausheben des Kellers zu beginnen, bauen wir fröhlich und oft mit bewundernswertem Eifer obere Geschosse, ohne auch nur zu bedenken, daß die Seelsorge auch eine sachgerechte Ordnung erfordert.

Ein anderer, sehr ernster Einwand ist der Priester mangel. Für Wien hat zum Beispiel das dort arbeitende Institut für

kirchliche Sozialforschung errechnet, daß in dieser Stadt allein 1000 Priester mehr benötigt würden, um eine einigermaßen befriedigende Seelsorge in Gang zu setzen. Selbst wenn, wie Winninger das vorschlägt, sich ganz Österreich (alle Diözesen) zusammentäten, um dieser Not abzuhelpfen, möchte es, bei der Überalterung des österreichischen Klerus, nicht hinreichen, um diesem Übel abzuhelpfen. Gewiß kann man wohl mit den neuen Mitteln der Technik ausgerüstet mancherlei Landpfarreien, die nur 200 Seelen zählen, unter Umständen zusammenlegen. Das Prinzip ist an sich durchaus richtig, daß die Seelsorge sich vor allem auf die gefährdeten Punkte wird konzentrieren müssen und nicht auf die am wenigsten angefochtenen. Aber die so zu gewinnende Zahl wird z. B. in Österreich schätzungsweise höchstens 200 Seelsorger frei machen können. Winninger sagt: «Nun denn, dann sollen die Ordensleute herangezogen werden.» Sehr gut. Aber die von Regularpriestern betreuten Pfarreien der Stadt Wien betragen jetzt schon 72 gegen 125 von Weltpriestern betreute, und der Nachwuchs der Klöster ist ein keineswegs üppiger. Die Schwierigkeit ist also wohl größer als Winninger wahrhaben will. Trotzdem hat er wieder recht, wenn er auf den *Circulus vitiosus* hinweist, der darin besteht, daß man über mangelnde Priesterberufe klagt und warten will, bis sie sich mehren, zugleich aber gerade wegen der mangelnden Seelsorge der Mammutpfarreien die Priesterberufe ausbleiben. Man hat festgestellt, daß die meisten Priesterberufe auf den Kontakt mit einem Priester und vor allem mit einem Pfarrseelsorger (weit mehr als mit einem Religionslehrer oder dem Seelsorger einer spezialisierten Gruppe) zurückgehen. Winninger meint, das käme daher, weil dieser mehr als die andern das Bild des Hirten verwirkliche und in das wirkliche Leben der Jungen eindringe. Außerdem: Kleine Landpfarreien haben nur wenig Knaben, die den großen Anforderungen für das Priestertum entsprechen, eine Kette von Beispielen, die andere nachziehen, kann sich nicht so leicht bilden, wie dies in der Stadt möglich wäre. Also müßte gewiß das Äußerste versucht werden, wenigstens teilweise die Städte nach dem Ideal umzugestalten!

Natürlich spielt die Geldfrage auch eine Schwierigkeit. Aber hier möchten wir dem Verfasser wieder voll recht geben, wenn er sie auf die leichte Schulter nimmt. Hat man einmal in der Ordnung der Dringlichkeit diese Frage an den ersten Platz gestellt, dann ist es möglich, das erforderliche Geld aufzubringen, zumal wenn man für die Riesenstädte das ganze Land einspannen wollte, oder auch für kleinere Großstädte mit 10000er Pfarreien, wo es nur solche in einem Land gibt. Freilich müßte man sich zugleich von der Idee frei machen, daß jede Kirche ein monumentales Bauwerk sein muß. Das Mittelalter, eine christliche Kulturwelt, der es an Seelsorge nicht fehlte, konnte Dome bauen. Sie waren die Krone seiner Gläubigkeit. Das waren keine Missionskirchen. Ihr Ziel und Zweck war es nicht, die Seelsorge überhaupt erst einmal zu beginnen und zu begründen. Wir vergessen aber immer wieder, daß dies nicht mehr unsere Lage ist. Wir haben eine entchristlichte Welt wieder zu missionieren und dafür brauchen wir eine Gottesdienststelle, ein Seelsorgszentrum. Unsere Kirche ist kein Ende, sondern ein Anfang. Wie sehr uns diese Blickrichtung abgeht, zeigt mir ein Blick in das in vieler Hinsicht so ausgezeichnete Buch von Norbert Greinacher: «Soziologie der Pfarrei». Darin steht zum Kapitel «Neubau von Kirchen» auf S. 275 der Satz: «Es ist klar, daß eine Pfarrei mit 8000 Seelen, von denen nur 20% praktizieren, nicht so dringend einer neuen Kirche bedarf, wie eine Pfarrei mit 4000 Seelen, von denen aber über zwei Drittel ihre Sonntagspflicht erfüllen.» Winninger würde, und wir glauben mit Recht, das genaue Gegenteil sagen, denn gerade die nur eine Kirche für 8000 Seelen ist ja der Grund, weshalb nur 20% praktizieren.

*

Wir haben aus Winningers sehr beherzigenswertem Buch nur einiges hier wiedergeben können, viele sehr wichtige Er-

wägungen mußten wir beiseite lassen, die das Bild und die Kraft seines Gedankens erst ganz zur Geltung kommen lassen. Selbst für die Schweiz könnte es wichtige Impulse geben. Es ist zu wünschen, daß ihm ein Erfolg beschieden ist wie Godins «France, pays de mission». Und zwar deshalb ist dies zu wünschen, weil damit die Seelsorge unserer Städte durch einen Ruck, der allerdings schmerzlich wäre, methodisch endlich eingerechnet würde!

Schreiben wir die letzten Sätze dieses so beherzigenswerten Buches zum Abschluß hierher:

«Kirchen bauen bedeutet, die Kirche pflanzen. Mit ihr kommen der Priester, das Wort Gottes, die Sakramente... wahrhaft eine Aufgabe eines Mannes würdig! Man ist erstaunt, wenn man sieht, welche Kräfte heutzutage für *Randfragen*, für Chorknabenstreitigkeiten und ästhetische Albernheiten, aufgewendet werden. Wollte man auf das lebenswichtige Problem des Kirchenbaus und der Gründung von Pfarreien nur einen kleinen Teil der Mühe und des Eifers verwenden, die man — um nur ein Beispiel von vielen zu nennen — aufbringt für die Frage, ob man die Messe dem Volk zu- oder abgekehrt lesen soll, dann wäre man zweifelsohne der Lösung bereits sehr nahe.

Das Kirchen-Bauen löst unmittelbar kein Problem, es erlaubt aber alles zu hoffen, alles zu versuchen, aus dem Geleise und dem Teufelskreis tödlicher Widersprüche herauszukommen. Eine Fülle von Möglichkeiten tut sich auf. Keine der modernen Erfindungen, weder die Presse noch der Film; keine der neuen Taktiken, weder die Fallschirm- noch die Kerngruppentaktik; keine Vergemeinschaftung, weder die Quartier- noch die Heimgemeinschaft; keine Bestandesaufnahme, weder die Enquete noch die repräsentative Befragung; kein Gegenwärtigsein, weder in der Fabrik noch in der Gewerkschaft; kein Engagement, weder ein weltliches noch ein geistliches; keine Aktion, weder eine katholische noch eine politische; keine Vermittlung, weder eine diplomatische noch eine parlamentarische; keine Reform, weder eine liturgische noch eine disziplinarische; keine Mission, weder eine regionale noch eine ortsgebundene; keine Kunstart, weder eine religiöse noch eine profane; keine Anpassungsbestrebung, weder an den Fahrplan noch an die Sprache; keine Zeremonien, weder feierliche noch intime; keine Predigtweise, weder eine biblische noch eine kerygmatische; keine Bewegung, weder der Jungen noch der Erwachsenen; keine Karitasaktion, weder in Naturalien noch in Geld; keine Lebensweise, weder eine gemeinschaftliche noch ein Einsiedlerleben; nicht einmal irgend eine Heiligkeitsform, weder eine aktive noch eine kontemplative haben bis jetzt und werden jemals die Massen der Städte erfassen, wenn man sich nicht dazu bequemt, zuerst die Natur der Dinge zu beachten. Das will sagen: Wenn man nicht jene natürlichen Gruppen bildet, die notwendigerweise keine natürlichen Gruppen mehr sind, sobald sie gewisse Grenzen überschreiten. Das sind erfahrungsgemäß, seit fast 2000 Jahren Christentum, die Pfarreien. Sobald es aber wieder richtige Pfarreien gibt mit wenigstens einem Priester und einer Kultstätte (wenn auch nur einer Baracke), dann werden alle Erfindungen, Taktiken, Gemeinschaften, Bestandesaufnahmen, Aktionen und Vermittlungen, alle Reformen, Missionen, Zeremonien, Anpassungsmethoden, Predigtweisen, Lebensarten, alle Engagements, Bewegungen, Kunstarten, Heiligkeitsformen wirksam sein, weil sie ausgeübt werden im Schoß einer Gemeinschaft, am Ort der Liebe, beim natürlichen Aufnahmebehälter des Hl. Geistes, dort wo Gott weilt.

Durch Neuerrichten von Kirchen das Pfarreinetz in Ordnung zu bringen und den Klerus entsprechend zu verteilen, ist ein Erfordernis der distributiven Gerechtigkeit. Das ist eine Tugend der Chefs und der Regierenden. Alle Seelen haben auf gleiche Hilfe ein Recht. Die geistlichen Privilegien sind die anstößigsten von allen! Die Dienstleistungen der Kirche müssen sich nach den Bedürfnissen richten. Ihre heutige Verteilung entspricht weder dem Evangelium noch einer apostolischen Zielrichtung. Sie stammt aus einer vergangenen Sozialordnung und fällt ärgerlich auf durch ihr Mißverhältnis.

Kirchen müssen gebaut werden, und zwar in wahrhaft christlichem Geist, der Kultstätten zukommt, so daß sie für das Reich Gottes Werkzeuge und nicht Hindernisse darstellen. Großartige Monumente werden zu Staub verfallen und für Gott sind sie ein Greuel, wenn sie die Errichtung der Kirche aus lebendigen Steinen behindern.

Es muß rasch und viel gebaut werden.

Groß ist die Ungeduld und die Hungersnot der Seelen.

Nur nicht so langsam; sonst sterben sie!

Nur nicht so langsam.

Leider! Millionen sind bereits tot.»

M. Galli

Das Unbehagen in der Domestikation

Seit ein paar Jahren erscheinen Romane, in denen Männer und Frauen ins «Unversicherbare» entschwinden, einen Ausweg suchen, ein Loch im Gehege, durch das sie ent schlüpfen können. Wohin? Das wissen sie selbst nicht genau. Sie haben noch kein Ziel. Sie wollen nur «raus», fort, «abhauen», ausbrechen und abspringen. Sie fühlen sich beengt und eingepfercht. Sie haben keine Luft mehr, und weil sie sich anders nicht zu helfen wissen, reißen sie aus und verschwinden.

Man wird nun wohl sagen: solcherlei gab es schon einmal. Vor dreißig Jahren verschwanden sie auch in den Romanen, fuhren nach Saigon oder in den Dschungel, fuhren den Amazonas hinauf oder gingen in die Kolonien. Es waren junge Leute, die auf den Bürger schimpften und die Welt verfluchten. Sie fühlten sich betrogen und enttäuscht. Sie hatten einen Krieg hinter sich und gehofft, daß es anders werde; aber es war nicht anders geworden.

Ist es nun wieder so? Zum Teil, und doch nicht ganz. Es ist nicht ganz das gleiche. Denn man geht jetzt nicht mehr in die Kolonien, die zu komfortabel wurden und in denen sich zu viele Bürgersöhnchen herumtreiben, Karrieristen und Geldverdiener. In die Kolonien gehen nur noch die Figuren jener Arrivierten, die nach Knittel und Vicki Baum nun die transkontinentalen Flugbasen entdeckt haben und die Luxusapartements im Kongo; die aus Autos auf afrikanische Löwen schießen und ihre «Abenteuer» in den Schiffskabinen 1. Klasse erleben. Mit solchen will man nicht gesehen werden. Aber «zu Hause» kann man auch nicht mehr bleiben. Wo soll man also hin?

Früher hatte man noch «die Wahl, in die großen Wälder zu gehen und als Trapper zu leben oder auf dem Mississippi zu verschwinden»; aber das ist unmöglich geworden. Es gibt schon keine so großen Wälder mehr, und was ist aus dem Mississippi geworden? Man kann jetzt nur noch in Länder gehen, die keine Breite und Länge haben und die auf keiner Karte ausgemessen sind. Sonst kommt man nicht «raus». Denn «zu Hause» ist man nun schon überall in dieser «Weltkultur», die sich wie ein Schimmelpilz über die ganze Erde ausbreitet. Überall ist schon die Wirtschaft im Anmarsch, werden Staubsauger und Kühlschränke verkauft, treiben sich politische Agenten herum, müssen Steuern bezahlt und Ländereien gepachtet werden, die irgendeinem gehören, den man nicht kennt. Auf jeder kleinsten Insel ist schon eine Flagge gehißt.

Nach Rußland kann man auch nicht mehr gehen, denn es hat sich inzwischen herausgestellt, daß man in Rußland auch nur «zu Hause» ist. Auch dort muß man immer nur der werden, der man nicht sein will. Auch dort verfügt man über einen. Es ist überall das gleiche.

Ist man noch jung, dann möchte man Robinson werden oder Huckleberry Finn, aber «zu Hause» wird nichts daraus. Man hat in die Schule zu gehen und sich domestizieren zu lassen; dann greifen sie mit allen Händen nach uns und treiben uns den Traum aus. Dann wird man in Ideologien verpackt, verwirtschaftet und mit Aufträgen versehen, hat Ingenieur zu werden oder Nudelfabrikant, acht Stunden im Tag sein Brot zu verdienen, zu heiraten, Kinder zu zeugen, Batzen zu sparen und dann abzukratzen. In dieser Gesellschaft von Reglementierten gibt es nichts anderes; in dieser Welt voreiliger Engagements, in der schon die Babies für Staat und Wirtschaft vorausverplant werden.

Wohin also kann man noch gehen? Man kann nur noch ins Dunkel gehen. Man kann jetzt nur noch untertauchen und in die «inneren Wälder» gehen und sich unkenntlich machen. Aber das ist leichter gesagt als getan. Und darum herrscht in den Romanen auch ziemliche Ratlosigkeit. Es wird geredet und

geredet, aber was dann getan wird, ist meistens keine Lösung. Man lese einmal Nossaks «Spirale» oder den Roman von Alfred Andersch: «Sansibar oder der letzte Grund». Oder man sehe sich in den Romanen von Henry Miller um. Warum wollen die Leute ins «Unversicherbare» verschwinden, in den Traum oder nach innen, warum reden sie auf einmal wieder von Romantik, von Robinson und Huckleberry Finn, und was bedeutet der Clown im Werk von Henry Miller?

Nun, es ist nicht allzuschwer zu sagen; denn Nossak und Andersch und die andern, die hier gemeint sind, haben sich schon ziemlich deutlich ausgesprochen. Es geht ihnen um etwas nicht mehr Unbekanntes. Es geht ihnen um das, was man das Unbehagen in der Domestikation nennen könnte; um das, was uns die «Halbstarke» vor kurzem vorexerziert haben, die schon halbwegs abgewürgten Robinsons und Huckleberry Finns, die hilflos, um wieder ein wenig Luft zu bekommen, mit ihren Kinderfäusten herumgefuchelt haben, auf den Straßen randalierten und auf die Uniformierten losgingen. Warum? Weil sie sich enttäuscht fühlen; weil man ihnen alle Ventile verstopft hat und sie an der Kandare hält; weil sie in die Kinos gehen müssen, um «Wildwestluft» in die Nase zu bekommen; weil sie immer brav sein müssen, die Hände gewaschen und die Hosen gebürstet und staatsbürgerlich frisiert und weil sie schon mit 15 Jahren wissen sollen, was sie werden müssen.

Überraschungen gibt es nicht mehr. Es ist alles geordnet und reglementiert, es ist alles langweilig und öde geworden, traumlos, leer, enttäuschend. Die kleinen Robinsons dürfen sich nur noch auf Spielplätzen herumtreiben und abends wieder «nach Hause» gehen, und die größeren Robinsons haben sich erwachsen zu benehmen und sich der Zweckgesellschaft anzupassen, in die hineingeboren zu werden sie das fragwürdige Glück gehabt haben. Es ist schon alles vorbereitet. Eben. Viel zu viel ist vorbereitet. «Zu Hause» weiß man immer genau, was man will; und wissen es die Eltern nicht, dann wissen es die Institutionen, die sich ohnehin in alles hineinmischen.

Alles – das wollen uns diese Romane deutlich machen – ist so eingerichtet, daß das Leben abläuft wie am Schnürchen. Nur keine Reibungen! Nur keine Umwege! Nur keine Zeitvergeudung! Ein Rudel Wissenschaftler ist damit beschäftigt, alle Kanten rund zu machen, alle Ecken abzuschleifen und alle Störungen prophylaktisch zu behandeln. Es wird auch alles «rationalisiert» und viele haben nichts anderes zu tun, als die Maschine Mensch zu schmieren und zu ölen: die Vergnügungsindustrie, die Freizeitgestalter und die Psychotechniker.

Man wird nicht ganz übersehen dürfen, daß es direkt und indirekt in einigen dieser Romane auch gegen jene geht, die sich darauf spezialisiert zu haben scheinen, uns unsere Komplexen zu entfernen wie Warzen im Gesicht. Es wird angedeutet, daß sie die Geschäfte anderer besorgen, und daß diese Austreiber von Teufeln und Engeln keinen anderen Ehrgeiz mehr zu haben scheinen, als uns so herzurichten, daß wir glatt und angepaßt keine Träume mehr haben, die den Alltag stören können. Es scheint vor allem eine der hintergründigen Absichten Henry Millers zu sein, diesen Leuten nun als Clown vor der Nase herumzutanzten, als einer, den sie auf keine Formel bringen können. Es geht aber auch gegen die Pädagogen insgesamt, denen vorgeworfen wird, sie seien nur noch darauf aus, uns ins Getriebe einzufügen und zu domestizieren. Auch sie, heißt es, besorgen die Geschäfte jener, die die ganze Menschheit vermanagen möchten.

Es ist natürlich viel Ressentiment im Spiel und je nach seinen Erfahrungen geht dieser auf dieses los und jener auf jenes; der eine auf die politischen Parteien, die Institutionen, die Inter-

essengruppen und Klans und Verbände und ein anderer auf die Schulen, die Reglementierer, Bürokokken und Wirtschaftsstrategen, und manches wird auf die Spitze getrieben und in einer zu schwefelgelben Beleuchtung gezeigt. Hinter allem wird Absicht gewittert, hinter allem eine Konspiration gesucht und jeder scheint des andern Feind geworden zu sein. Dementsprechend schlagen sie auch aus, diese Romanverfasser, nach allen Seiten und wo's gerade hintrifft.

Aber kann sich das Unbehagen denn anders äußern als in solchem Aufbegehren? Gewiß, sie sind wie Kinder, die sich auf den Boden legen und strampeln und schreien und, einfach nicht tun wollen, was man von ihnen verlangt; und wenn man sie fragt, was sie wollen, dann sind es fast kindische Wünsche: spielen dürfen wollen sie, nach Sansibar gehen, wo man noch Abenteuer erwartet, Huckleberry Finn sein oder Billy Budd, «abhauen» und in die Wälder gehen und als Trapper leben oder als Mohikaner herumstreifen können. Es hört sich albern an. Aber es ist nicht so albern, wie es zu sein scheint und die Wünsche sind nur Chiffren für den Wunsch, wieder etwas mehr Freiheit zu haben, und – das ist nicht zu überhören – aus der Kollektivität herauszukommen. Es ist der Aufstand des Einzelnen, der sich hier anbahnt. Es werden noch keine Namen genannt, aber es wird immer deutlicher, daß im Hintergrund Max Stirner steht, der einmal geschrieben hat: «Mir geht nichts über mich.» Auch andere wären zu nennen, mit einem ausgesonderten Teil ihres Werks: Heinrich Mann, der die Untertanen attackierte und die braven Knaben; oder Hermann Hesse, der «Steppenwolf» und Landstreicher «Knulp», der «Klingsor» und «Klein-Wagner»; und schließlich noch einer, den man kaum erwarten würde, denn es hieß immer, er sei «ein feiner und zarter Dichter». Die «Tiefschwätzer» hatten ihn gepachtet und die ästhetischen Elfenbeintürmler, aber er schrieb die Legende vom verlorenen Sohn (in den «Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge») und hieß Rainer Maria Rilke. Der verlorene Sohn ist jetzt das neue Thema geworden; nicht der biblische, sondern der rilke-

sche und in der Abwandlung von André Gide; der verlorene Sohn, der fortging von «zu Hause», weil er es nicht mehr aushielt und weil er dort immer nur der sein sollte, für den sie einen hielten, «der, dem sie aus seiner kleinen Vergangenheit und ihren eigenen Wünschen längst ein Leben gemacht hatten; das gemeinsame Wesen, das Tag und Nacht unter der Suggestion ihrer Liebe stand, zwischen ihrer Hoffnung und ihrem Argwohn, vor ihrem Tadel oder Beifall.» Auf einmal ist Rilke ein Protagonist dieser Neuen geworden und sie fangen an, sich seiner zu bemächtigen, auf ihre Weise. Nossak hat es schon deutlich getan in einer sonderbaren Quasi-Paraphrase der Legende vom verlorenen Sohn in «Spirale II». Und Andersch hat den ersten Teil dieser Legende in eine neue Fabel eingemischt, das Motiv der Bucanier auf der Insel Tortuga, das Geheimnis des Flußpfades und die nun wie ein Sprengmittel wirkenden zwei Sätze Rilkes: «Und dann warf er sich irgendwo hinter eine Hecke, und niemand legte Wert auf ihn. Er schälte sich eine Flöte, er schleuderte einen Stein nach einem kleinen Raubtier, er neigte sich vor und zwang einen Käfer umzukehren: dies alles wurde kein Schicksal, und die Himmel gingen wie über Natur.»

Da es nun aber vor allem die Deutschen zu sein scheinen, die jetzt ein Gespür dafür haben, was kommen will (und nicht die Franzosen, die noch immer zu viel um Sartre herumhüpfen und in verlorene Syrten gehen, um dort zu verdursten; und nicht die Engländer, die ihren Antiviktorianismus noch immer nicht ganz verdaut haben), gibt es für all das ein Stichwort, das wir vielleicht aus unserer Zeit heraus besser verstehen als das Wort vom verlorenen Sohn. Man könnte sagen: die Deutschen fangen jetzt damit an, das «Ohne mich» in die Literatur hineinzutragen. Der eine geht ins «Unversicherbare», der andere will «ohne Auftrag» leben, ein dritter hält es mit der «kalten Aktion auf eigene Faust» – es ist immer das gleiche. Die «Halbstarken» haben das Signal gegeben und die Literatur gerät nun in Bewegung. Was daraus wird, ist noch nicht abzusehen.

Bert Herzog

Brief aus Frankreich

I.

Haben Sie schon einmal etwas vom französischen Wirtschaftswunder gehört oder gelesen? Nein? Und doch hält Frankreich heute den Rekord der wirtschaftlichen Expansion. Seine industrielle Produktion wächst jährlich um 10% und ihr Tempo ist schneller als das von Deutschland, England, Rußland oder Amerika. Seine landwirtschaftliche Produktion erhöht sich alle fünf Jahre um 20%. Und schließlich ist es das Land Europas und wahrscheinlich der Welt, in dem im Laufe der letzten fünf Jahre das Lebensniveau der Lohn- und Gehaltsempfänger den größten Fortschritt machte. Gleichzeitig besitzt es den Rekord in den Defiziten: den großen Anstrengungen steht ein großes Budgetdefizit und ein sehr gefährliches Defizit der Außenhandelsbilanz gegenüber. Sie sind die Kehrseite ein und derselben Medaille und stammen in der Hauptsache von dem durch diese Expansion notwendig gewordenen großen Import an Energie und Rohstoffen.

Man erwarte nun nicht von mir, daß ich näher auf diese wirtschaftlichen Probleme Frankreichs eingehe. Es wäre dazu manches zu sagen. Ich will lediglich das Paradox feststellen: die glänzende Seite der Medaille hat unweigerlich eine trübere zur Folge. Sie ist es, mit der man sich heute beschäftigt und beschäftigen muß, weshalb sich der Benjamin des Ministeriums, der 38jährige Finanzminister Felix Gaillard, mit einer bemerkenswerten Energie und Unnachgiebigkeit in seinen Forderungen daran machte.

II.

Frankreich ist das Land, das am meisten «Staat» ist. Uni et indivisible. Ludwig XIV. soll gesagt haben (er hat es nicht): «L'Etat, c'est moi!» Heute sagt es die Nationalversammlung. Das ist ein weiteres Paradox.

Denn sowie sich die Legislative zur Exekutive aufschwingt, oder die Regierung vom guten oder schlechten Willen der Parteien abhängt und jederzeit gestürzt werden kann, wenn sie diesem Willen nicht folgt, wird die Partei zum Diktator. Darum konnte der Ministerpräsident der letzten Regierung, Guy Mollet, durchaus mit Recht die «sozialistische Führung» der Regierung betonen. Wo aber die Partei «führt», hört der Staat auf, der eben mehr ist als eine oder einige Parteien. Und wo der Staat aufhört, sterben die Staatsmänner aus und werden durch die Parteisekretäre und deren «Apparat» ersetzt. Wodurch in Frankreich das Paradox entstand, daß es nie so viele Minister und nie so wenig Staatsmänner hatte, und dem ein anderes Paradox folgte: die regierenden wie die nichtregierenden Parteien zersplittern sich immer mehr bzw. verlieren ihre Einheit. Vor lauter Parteien und Gruppen sieht man den Staat nicht mehr. Die Demokratie scheint sich in die Dämonkratie zu verwandeln. Weshalb angstvolle Gemüter immer mehr nach dem «starken Mann» rufen, worunter die meisten – General de Gaulle verstehen. Es scheint uns fraglich, daß dieser Ruf erhört wird, denn gleichzeitig arbeitet das geistige Element in Frankreich wie in keinem anderen Land. Und dieses wird, wie in der Kunst und in der Architektur, auch im politischen Bereich neue Formen für alte Schätze finden. Wo der Geist lebt und kämpft, kann man der Zukunft ruhig entgegensehen.

III.

Haben Sie schon etwas von dem «entchristianisierten» Frankreich gehört? Gewiß, denn man schreibt ja so viel darüber. Denken Sie doch, 85% der Franzosen sind getauft, aber davon gehen, je nach der Gegend, nur 10 bis 30% in die Kirche. Da ist nun wieder so ein Paradox: Diese kleine Minderheit arbeitet in, an und für die Kirche so intensiv, daß es wohl kaum eine lebendigere Kirche auf der Welt gibt wie diejenige Frankreichs.

Dazu kommt etwas anderes: Ich kenne Kommunisten, deren Kommunismus nicht aus irgendwelchen verstaubten Lehrbüchern kommt oder einem Befehl entspringt, sondern dessen tiefste Wurzel im christlichen Erbgut ruht. Ich kannte einen bretonischen Bauern – man nannte ihn den «Philosophen» –, der bis in die letzte Faser seines Wesens katholisch war, wie es nur in der tiefkatholischen Bretagne möglich ist. Sein intimster Freund dagegen war ein echter, militanter, überzeugter Kommunist, der für sein Ideal kräftig kämpfte. Wer aber diese beiden philosophieren gehört hat, dem wäre es sehr schwer gefallen, den Katholiken vom Kommunisten zu unterscheiden. Sie sprachen aus dem gleichen Erbgut heraus, dem wenn nicht «Liebe deinen Nächsten», so doch «Achte deinen Nächsten». Viele Abgeordnete hätten sich daran ein Beispiel nehmen können...

Davon abgesehen: Die französische Kirche, die vornehmlich eine missionierende ist, ist eine suchende: sie sucht nach neuen Wegen, um an die Nichtgläubigen oder Halbgläubigen, an die «Saison-Christen», wie Kardinal Suhard sie nannte, heranzukommen. Alles Suchen schafft aber Unruhe, weshalb die allzu Ruhigen die Kirche unter Denunziationen leiden lassen, die vor allem auch die vatikanischen Kreise in Unruhe über die unruhige französische Kirche bringen sollen. Der oberflächliche Beobachter soll den Eindruck bekommen, daß die französische Kirche die beiden Grundelemente der Evangelien – und damit der Kirche –, das konservative und das revolutionäre Element, auseinanderreiße und sich vornehmlich des revolutionären Elementes annehme. Das ist ebenso falsch, wie es falsch ist, die Kirche anderer Nationen, die das konservative Moment in den Vordergrund rücken und das revolutionäre kaum mehr zu beachten scheinen, als unweigerlich reaktionär betrachten zu wollen. Von der jeweiligen Nation und ihrem Charakter wie ihrem Begriffsvermögen aus gesehen, hat beides seine Berechtigung, namentlich im Sinne Bernanos', der sagte: «Etwas Reaktion und etwas Revolution wäre gerade recht.» Der eine wie der andere kann in dieser Hinsicht zu weit gehen – zu starr werden, oder zu weit vortreten –, nur wird derjenige, der in einer alles umwälzenden Epoche neue

Wege sucht, solche auch eher finden als derjenige, der sein Schiff vor Anker liegen läßt. Wäre dem nicht so, dann würde die katholische Gesamtkirche, im weltlichen Sinne des Wortes, die Jahrtausende nicht überstanden haben.

Gewiß: wo das humane Element im Volk einen solchen Grad wie im französischen erreicht hat, hört jedes «Einexerzieren» irgendeiner Glaubenslehre auf. Nur das Beispiel, die restlose Bezeugung des Glaubens, die mitreißende Persönlichkeit, kann dort Autorität schaffen. Vom französischen Kardinal bis zum einfachen Pfarrer oder Mönch wird daher mit, aus irgendeinem Grund, Revoltierenden gesprochen und zwar so, daß beide Gesprächspartner den andern zu überzeugen suchen. Erst am Ende eines oft sehr offenen Gesprächs, von dem in nicht seltenen Fällen auch die Autorität, und sei es nur indirekt, lernt, kommt das notwendige «entweder-oder» bzw. der Befehl. Ein Weiteres erhöht die Lebendigkeit der Kirche. Voltaire, zu dessen Zeiten die Kirche noch eine Macht im Staate war, bestätigte ihr, daß sie im Vergleich zu anderen Ländern zu den ärmsten zähle. Sie ist es heute mehr denn je. Vielleicht ist dies mit ein Grund, warum sie so mächtig wirkt. Ferner: die Republik trennte Staat und Kirche in der Hoffnung, deren Einfluß zu brechen. Aber – oh Paradox – nachdem sie ausschließlich auf sich gestellt war und vom Staat nicht einen Sou erhielt, wuchs ihr Einfluß auf die religiöse und moralische Haltung des Volkes in steigendem Maße. Vielleicht ist auch dies ein Grund, daß sie missionierender und lebendiger denn je wurde.

Frankreich ist ein Garten. Die Kirche bildet dort vor allem Gärtner für den Weinberg des Herrn aus. Sie sind es – Priester und Laien –, die in der seelischen Landschaft der Nation und in stetem Kontakt mit dem Volke der Kirche diese Lebendigkeit geben. Sie sind es, die die müden oder abgestumpften oder durch die Ungerechtigkeit ausgetrockneten Seelen wieder zum Erblühen bringen, sie mit dem Tau des Wortes Gottes benetzen, so daß sie sich mehr und mehr der Kirche selbst wieder öffnen und sie von innen wie von außen schmücken.

Hans Schwann

Jugoslawiens Standort in der Weltpolitik

In dieser Übersicht sei unsere Aufmerksamkeit auf die internationale Situation des eigentümlichen Staatsgebildes gerichtet, das von den Belgrader Machthabern als die den Zeitumständen und den örtlichen Bedingungen am meisten gemäße Verkörperung der Leitgedanken Marx' und Lenins betrachtet wird, während westliche bürgerliche Beobachter mit den sowjetischen Kritikern Titos darin übereinstimmen, im heutigen Jugoslawien einen Mischtypus zwischen kommunistischer, Moskauer und revisionistischer Auffassung am Werk zu sehen. Den Kern des Problems finden wir, das sei vorausgeschickt, in der kapitalen Frage, ob Tito im entscheidenden Moment, kraft innerer Neigung und aus wohlverstandener Staatsraison, wenn nicht gar aus nacktem Selbsterhaltungstrieb, dem Kreml und damit dem sowjetischen Bündnis oder dem amerikanischen Protektor den Vorzug geben würde.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß er grundsätzlich vor allem seine, das heißt die dem von ihm geleiteten Staat und die ihm persönlich gewährte, Unabhängigkeit zu hüten trachtet. Wenn er sich im Jahre 1948 in die gefährliche Fehde mit Stalin und der gesamten Komintern einließ, so tat er dies aus Sorge um ebendiese doppelt bedrohte Selbständigkeit. Die Rolle des fügsamen Satelliten ist ihm nicht sehr sympathisch. Der ideologische Zwist hat sich erst im Verlauf der Ereignisse dem primären, machtpolitischen hinzugesellt. Es war wie dies einst Friedrich der Große zynisch sagte: Erst mache ich Krieg, dann werden meine Professoren schon die Gründe dafür herausbekommen. Tito ist überhaupt vom Fatum zu sehr getrieben worden, als daß er sich freiwillig seinen Weg vorbezeichnet hätte. Seit er sich, dessen gewiß, daß ihn Stalin beseitigen und einen andern, gehorsameren Vasallen in Jugoslawien am Ruder wissen wollte, gegen Moskau aufbäumte, wuchs er schnell in die Rolle des Häresiarchen hinein. Da er aber nun die Feindschaft des «Führers der fortschrittlichen Menschheit» auf sich geladen hatte, da er dem wirtschaftlichen Boykott durch die UdSSR

und durch deren Satelliten begegnete und jeden Moment einen bewaffneten Angriff überlegener, von der Sowjetunion aufgestachelter Nachbarn befürchten mußte, wandte er sich um wirtschaftlichen, diplomatischen und, wenn es hart auf hart ging, militärischen Beistand an die einzige Macht, die imstande war, diesen zu leisten, an die USA.

Seit 1949 wurde derlei Hilfe zögernd, darauf immer umfanglicher gegeben. Selbstverständlich war dafür ein Preis zu zahlen. Tito bemühte sich, wenigstens einer festen Verpflichtung zum Kampf an der Seite der Atlantikpakt-Staaten auszuweichen. Er gewährte «tout excepté ça» alles – Zulassung amerikanischer Kontrolle, wirtschaftliche Konzessionen, größere Meinungsfreiheit im Innern, kleinere außenpolitische Gefälligkeiten, Besprechungen mit westlichen Generalstäben, zuletzt die sogenannte Balkanallianz mit zwei dem westlichen Militärbündnis eingegliederten Partnern, Griechenland und die Türkei –, nicht aber eine Abrede über Kriegshilfe Jugoslawiens an die Gegner der Sowjetunion. Übrigens war er noch in einem Punkt unerschütterlich, den zu regeln freilich Washington keine besonderen Anstrengungen machte: er hat, ungeachtet der Intervention hochgestellter britischer und französischer Kreise, seine schroff ablehnende Haltung gegenüber den Kirchen, vorab der Römisch-Katholischen, nicht gewandelt. Kardinal Stepinac sitzt noch immer von der Außenwelt völlig abgeschlossen in einem kleinen Dörfchen, und er kann dort, mangels ihn unterrichtender Zeitungen, nicht einmal von der so sehr von der seinen abweichenden Lage seines polnischen Amtsbruders Erzbischof Wyszynski lesen... (Es geziemt sich, die unversöhnliche Feindseligkeit Titos gegen den Katholizismus auch unter dem Aspekt der jugoslawischen Außenpolitik zu beachten...)

Der Belgrader Marschall-Diktator mochte in jener Epoche zwiespältige Gefühle hegen. Es war ihm vermutlich recht angenehm, als Gast der britischen Königin England zu besuchen, sich von Churchill die Zigarrenasche abstreifen zu lassen und

im Familienkreis des griechischen Herrscherpaares gemeinsam mit seiner Gattin als geschätzter Gast zu verweilen. Noch erwünschter wird ihm das beträchtliche Kriegspotential gewesen sein, das er aus den USA geliefert bekam; die friedlicheren Zwecken gewidmeten Kredite, mitunter auch Lebensmittel-sendungen, die der einst sich selbst genügende Agrarstaat beim Versagen der neuen Wirtschaftsordnung benötigte, wie auch Maschinen und Rohstoffe waren willkommen. Doch die Besuche der nicht selten präpotenten westlichen Sendlinge, die über die Verwendung der Kapitalien und der Waren, der Waffen und der guten Ratschläge wachten, die Versuche, Jugoslawiens Unabhängigkeit nun nach der anderen Richtung einzuschränken, weckten lebhaftes Unbehagen. Tito mußte vieles von seinem Ingrim verbergen, solange ihm der Weg zurück nach Osten versperrt blieb. Als aber Stalin das Zeitliche verflucht hatte, als in Moskau die Hauptgegner des jugoslawischen Erzketzers entweder liquidiert oder in den Hintergrund gedrängt wurden und als seine erbittertsten Feinde in den Volksdemokratien um die bisherige Macht zu zittern begannen, benützte er die erste Gelegenheit, um behutsam das Terrain im Kreml abzutasten. Das vorläufige Ende dieser Annäherungsbestrebungen ist bekannt. Chruschtschow und Bulganin haben als Canossafahrer nach Belgrad im Juni 1955 dem verlorenen Sohn die Arme weit geöffnet.

Auf die Angelsachsen wirkte diese Aussöhnung wie eine kalte Dusche, so sehr auch Tito trachtete, durch wärmere westwärts strömende Lüftchen den wenigstens für die Briten angenehmeren Eindruck einer schottischen Dusche hervorzurufen. In den Honigmonden der wiedererwachten Liebe zum großen kommunistischen und slawischen Über-Mutterland gab sich Tito holden Illusionen hin, die – irgendwie aus deutlichen Anzeichen erschlossen – bei den Westmächten, zumal in den USA, schlimme, übertriebene Befürchtungen auslösten. Sein Triumphzug durch die Sowjetunion mit dem anschließenden Besuch in Rumänien weckte den Eindruck, des großen Diktators Stalin so verhaßter kleiner Gegenspieler werde nun zur ersten Person im kommunistischen Gesamtlager aufsteigen. Titos revisionistische, nationalistische, zurück zur kapitalistischen Bourgeoiswirtschaft führende, verdammenswürdige Irrlehren, sollten sie jetzt zur verpflichtenden kommunistischen Doktrin erklärt werden? Der mildere sowjetische Kurs, die Koexistenzpolitik, stimmten sie nicht mit den Grundsätzen überein, die in Belgrad während der letzten acht Jahre verfochten worden waren? Derlei Gedankengänge schienen dadurch bestätigt zu werden, daß Chruschtschow dem unverminderten Ressentiment Titos einige der ärgsten Widersacher und einstigen Ankläger des jugoslawischen Präsidenten opferte. Molotow verschwand aus dem sowjetischen Außenministerium, Rákosi und Tschervenkow wurden entfernt, der eine völlig, der andere auf einen zweitrangigen Posten.

Doch die Harmonie zwischen den Herren im Kreml und dem Gebieter auf Brioni dauerte nicht lange ungetrübt. Die Männer, die in Moskau Tito mißtrauten, waren genug stark, um ein Schreiben der dortigen Parteileitung an die kommunistischen Führer der anderen Länder zu veranlassen, darin vor gewissen Theorien und noch mehr vor mancherlei Taten der jugoslawischen Genossen gewarnt wurde. Bald darauf bezichtigten der Posener Juni-Aufstand, der Warschauer Oktober-Umbruch und die gleichzeitige ungarische Erhebung, daß dem Belgrader Rezept Heilwirkung im jugoslawischen Bereich innewohnen konnte, daß es aber für die UdSSR schwere Gefahren mit sich brachte. Tito durfte, ohne schädliche Folgen nach innen, mit dem Westen flirten und seinen Intellektuellen einige Freiheit zubilligen; die wirtschaftliche Dezentralisierung und der Appell an den individuellen Erwerbssinn hatten eher günstige Ergebnisse. Wenn jedoch die Sowjetunion vom harten Kurs abwich und es mit der Politik des freundlichen Lächelns versuchte, dann setzte sie ihre Oberherrschaft über die meisten Satelliten aufs Spiel. Jugoslawien hatte keine Aspirationen auf Unter-

jochung anderer Staaten. Nicht etwa aus marxistischer Tugend, sondern weil es dazu zu schwach war. Sein höchstes Ziel bildete eine sanfte Hegemonie auf dem Balkan und eine Partnerschaft in der neuen «Dritten Front», die sich vor allem aus asiatischen und afrikanischen Ländern zusammensetzte. Darüber hinaus war Titos Ehrgeiz, im gesamtkommunistischen Lager den Ton anzugeben, persönlich, ohne sachlich an die nationalen Empfindlichkeiten anderer zu rühren. Ließ indessen Moskau die Zügel locker, dann wurde dies in den nur knirschend den sowjetischen Druck erduldenen Vasallenstaaten, vornehmlich in Polen und in Ungarn – später wären zweifellos Rumänien und die DDR gefolgt –, als Symptom der Zersetzung des kommunistischen Regimes in der UdSSR, als Beweis dort vorhandener innerer Streitigkeiten und jedenfalls als Aufmunterung gedeutet, sich von der russischen Zwingherrschaft zu befreien. Diese Tatsachen fanden schnell Bestätigung. Moskau stand vor der Wahl, seine gesamten Positionen im zwischeneuropäischen Glacis zu räumen oder brutal zuzuschlagen. Man entschied sich für die zweite Eventualität. Damit waren Titos Ratschläge ad absurdum geführt. Chruschtschow grollte ihm schon darum, weil sich der sowjetische Kommunist Nummer Eins durch den jugoslawischen Kollegen gegenüber den eigenen Stalinisten in eine peinliche Lage gedrängt sah. Wäre denn die Sowjetunion in die unangenehme Lage geraten, in Ungarn sich mit dem Odium der blutigen Intervention zu beladen, in Polen wenigstens zeitweise zurückzuweichen, wenn nicht Chruschtschow bis in den Sommer hinein Tito, den unsicheren Kantonisten, gehätschelt hätte, zuletzt noch, indem er sich selbst ein zweites Mal nach Belgrad und nach Brioni begab, dann den jugoslawischen Präsidenten nach der Krim mitnahm und ihn da mit den Ungarn, damals noch Rákosi und Hegedüs, unter einen Hut zu bringen trachtete? Tito beging in den ersten Tagen der ungarischen Erhebung die Unvorsichtigkeit, deren Ziele, deren Verlauf und deren schließlichen Ausgang falsch zu beurteilen. Er rechnete damit, daß sich in Budapest unter Imre Nagy und Kádár ein ähnliches Regime etablieren werde wie in Warschau unter Gomulka, und daß Magyaren wie Polen an der Seite Jugoslawiens erscheinen würden. Ein derartiger nach innen national-kommunistischer, nach außen von Moskau unabhängiger und seine Beziehungen zum Westen pfegender Block würde dennoch im marxistisch-leninistischen Fahrwasser verharren und durch Verbindung zu den westlichen sozialistischen und bürgerlich-radikalen Linkskreisen die Atlantikfront aufweichen, auf lange Sicht den unblutigen Sieg des Kommunismus besser und sicherer verwirklichen als brutale stalinistische Methoden.

Es dauerte aber nicht lange und Tito erkannte, daß Ungarn und Polen, sich selbst überlassen, weder den Kommunismus in nationaler Umhülle noch den Sozialismus noch irgendeine Gemeinschaft mit der Sowjetunion wollten, daß vielmehr beide Länder den alleinigen Anschluss an den Westen begehrten, die Rückkehr zur echten Parlamentsdemokratie und, gestehen wir es offen, zu einem sozial gerichteten Kapitalismus. Freilich nicht, wie die übertreibende Propaganda behauptete, eine Wiederherstellung des unproduktiven, ungesunden Großgrundbesitzes oder des Monopolkapitalismus noch irgendwelchen «Faschismus». Wie dem auch sein mochte, Tito überzeugte sich davon, daß ein Sieg der «Gegenrevolution» in Ungarn – und später in Polen – für ihn bedrohlicher wäre als ein Niederwerfen der von ihm ursprünglich geförderten und belobten Erhebung; daß ferner im Moment, da die Sowjetunion die Waffen sprechen ließ, jede weitere Parteinahme für die Gegner der UdSSR ihn selbst neuerlich mit dem Kreml verfeinden mußte. So schwenkte er um; bejahte die Nützlichkeit, ja die Notwendigkeit des russischen Eingreifens in Ungarn, hütete sich vor Intrigen in Warschau, er förderte Gomulkas Streben nach Normalisierung der Beziehungen zu Moskau und ertrug sogar ohne ernststen Widerspruch eine so herausfordernde Beleidigung wie den Bruch des Versprechens freien Geleites für den

sein Asyl in der Budapester jugoslawischen Botschaft verlassenden Imre Nagy.

Erst als die Sowjetgewaltigen, und zwar unterschiedslos bisherige Freunde und Gegner Titos, ohne von dessen Einlenken Notiz zu nehmen, scharfe Angriffe auf den Doppelzüngigen richteten, der die heilige Sache des Marxismus-Leninismus verteidigt, bemühte sich der darüber äusserst Beunruhigte wieder eifrig um Amerika. Es gelang ihm, sich eine Einladung nach Washington zu verschaffen. Allein das Echo seiner beabsichtigten Reise nach den USA war derart, daß man sie von Belgrad aus schleunigst absagte. Nun saß der weltpolitische Meisterjongleur zwischen zwei Stühlen. In Washington schürten kroatische und serbische Emigranten, katholische Kreise und sonstige Antikommunisten das Feuer. In Moskau besorgten das die um ihren Platz an der Sonne bangenden Stalinisten aus der Tschechoslowakei, aus Bulgarien, aus Albanien und aus der DDR, begreiflicherweise auch die ungarische Equipe des einstigen Titoisten Kádár. Die Krise in den sowjetisch-jugoslawischen Beziehungen erreichte einen neuen Höhepunkt im Laufe des Februars 1957. Der Schwanengesang des abgehenden, freilich die Treppe hinauffallenden Außenministers Schepilow, sein Exposé vom 12. Februar, enthielt dunkle Drohungen und deutliche Anklagen gegen das jugoslawische Regime. Eine lärmende Pressepolemik entspann sich zwischen der UdSSR und dem aus der Reihe tanzenden, widerspenstigen Balkanföderativstaat. Wirtschaftsverhandlungen, die sich mehr als sechs Wochen ohne größeres Resultat hinschleppten, verstärkten den sowjetischen Druck auf Tito. Dieser behielt die Nerven und gab noch nicht nach. Er wußte, daß er sonst unrettbar in die von ihm abgeschüttelte Vasallenherrschaft zurückgeworfen würde. So wies Außenminister Kotscha Popowitsch in seinem Exposé vor der Skupschtina, dem Parlament, am 26. Februar das vom jugoslawischen Botschafter in Moskau, Mitzunowitsch überbrachte Ansinnen zurück, in den sozialistischen Block zurückzukehren; er verteidigte die Stellung seines Landes zwischen den beiden Mächtegruppen und dessen volle, wahre Unabhängigkeit und er antwortete schroff auf die Angriffe einiger sowjetischer Satelliten, besonders Albaniens. Er entsandte eine Parlamentsdelegation unter Führung des Präsidenten der Nationalversammlung, Moscha Pijade, nach London und Paris. (Pijade starb plötzlich in der französischen Hauptstadt.) Alle diese Kundgebungen sollten nur dardun, daß er, zur Verzweiflung gebracht, auch anders könne, und den Kreml von einem neuerlichen offenen Bruch mit Jugoslawien abhalten.

xyz.

2. Teil folgt.

„Europa des Herzens“

Schweiz. Hilfe für heimatlose Ausländer

Da auf unseren Artikel «Europa des Herzens» in Nr. 14/15 auf das Konto III 1410 Bern gesandte Zuwendungen als unzustellbar zurückgesandt wurden, geben wir nachfolgend die genauen Angaben bekannt:

1 Baustein	Fr. 2.—
2 Bausteine	« 5.—
1 grosser Baustein	« 10.—
2 grosse Bausteine	« 20.—
1 Mauerstück	« 50.—
Eine Mauer	nach Wahl
Ein ganzes Haus	nach Wahl

Diese Zuwendungen schliessen natürlich nicht eine regelmässige Ueberweisung aus. Für die Schweiz sind die Einzahlungen zu richten an: «Europa des Herzens», Postcheckkonto III 1410 Bern. — Für Auskünfte wende man sich an: Postfach 1155 Bern-Transit.

KEVIN CRONIN

Der Aufbau einer katechetischen Unterrichtsstunde

112 Seiten, kart., sFr. 6.80.

«Dieses Buch enthält alle praktischen Hinweise und Forderungen, die an die Katechese und an alle Katecheten gestellt werden... Aber noch mehr. Es ist ein Zeugnis, dass das Gedankengut des grossen englischen Lehrmeisters F.H. Drinkwater und die Anliegen der gegenwärtigen Theologie sich auf einer Ebene treffen. Der Wert dieses Buches liegt nicht allein in den vielen praktischen Hinweisen, die es enthält, sondern auch darin, dass es auf die Gesinnung des Katecheten einwirken möchte, von der er beseelt sein muss und die seine Arbeit auch fruchtbringend machen werden.»

(Dr. L. Lentner in Christlich-Pädagogische Blätter, Wien)

Durch jede Buchhandlung

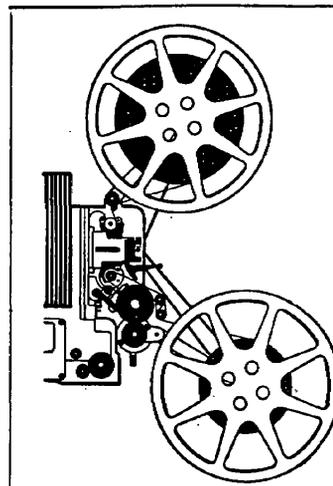
TYROLIA-VERLAG INNSBRUCK-WIEN-MÜNCHEN

Herausgeber: Apologetisches Institut des Schweizerischen katholischen Volksvereins, Zürich 2, Scheideggstrasse 45, Tel. (051) 27 26 10/11.

Druck: H. Börsigs Erben AG, Zürich 8.

Abonnement- und Inseratenannahme: Administration «Orientierung», Zürich 2, Scheideggstrasse 45, Tel. (051) 27 26 10, Postcheckkonto VIII 27842.

Abonnementspreise: Schweiz: Jährl. Fr. 12.—; halbjährl. Fr. 6.—. Einzahlungen auf Postcheckkonto VIII 27842. - Belgien-Luxemburg: Jährl. bFr. 170.—. Bestellungen durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Société Belge de Banque S.A., Bruxelles, C. C. P. No. 218 505 — Deutschland: Vertrieb und Anzeigen, Verlagsanstalt Benziger & Co. AG., Köln, Martinstr. 20, Postcheckk. Köln 8369. Jährl. DM 12.—; halbjährl. DM 6.—. Abbestellungen nur zulässig zum Schluss eines Kalenderjahres, spätestens ein Monat vor dessen Ablauf. — Dänemark: Jährl. Kr. 22.—. Einzahlungen an P. J. Strübeli, Hastrupsgade 16, Silkeborg. — Frankreich: Jährl. ffr. 680.—. Bestellungen durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Crédit Commercial de France, Paris, Compte Chèques Postaux 1065, mit Vermerk: Compte attente 644.270. — Italien-Vatikan: Jährl. Lire 1800.—. Einzahlungen auf c/c 1/14444 Collegio Germanico-Ungarico, Via S. Nicolò da Tolentino, 13, Roma. — Oesterreich: Auslieferung, Verwaltung und Anzeigenannahme Verlagsanstalt Tyrolia AG., Innsbruck, Maximilianstrasse 9, Postcheckkonto Nr. 128.571 (Redaktionsmitarbeiter für Oesterreich Prof. Hugo Rahner), Jährl. Sch. 46.—. USA: Jährl. \$ 3.—.



Höchste Leistung!

Gut stehendes Bild
kein Flimmern

Regulierbare Tonoptik
für Schwarzweiss
und Farbfilm

Niedriger Preis!

Durch Direktverkauf
ab Generalvertretung:

R. Bader, Alpenstr. 49
Dübendorf
Tel. (051) 96 69 95

Ducati Kinoprojektor

für 16 mm
Ton- und Stummfilm

Nachdruck mit genauer Quellenangabe gestattet: «Orientierung», Zürich